



Marx und Susi

Petra wartet bereits, als ich das Café betrete. Wie früher sitzt sie vorn rechts, wo sich zwei Panoramascheiben treffen und man sich dem Eindruck hingeben kann, mit seinem Café Latte mitten auf dem Münsterplatz zu sitzen. Die nikotinbraunen Lochmustervorhänge aus den Siebzigern haben längst ein paar verirrten Schiebegardinen Platz gemacht, und die moosgrün bezogenen Sessel aus Gelsenkirchener Barock, auf denen man überraschend gut saß, sind Stahlschwingern mit knallrotem Alcantarabezug gewichen, die keine Kratzspuren auf dem anthrazitfarbenen spiegelnden Sichtbeton hinterlassen. Kein Aschenbecher weit und breit, keine Bedienung mit Schweißringen auf der Kunstfaserbluse, und auch die Kaffeekännchen haben keine geschwungenen Füße mehr, sondern hocken so minimalistisch hochwertig auf den Designertabletts, als hätte man sie aus einem Hydraulikzylinder gefräst. I-Pot, denke ich unwillkürlich. Und mittendrin Petra. Petra, die schon damals nicht trug, was angesagt war, sondern was man heute »Vintage« nennen würde: Röcke mit fußballfeldgroßen Punkten, Kopftücher wie zum Cabriofahren gemacht und diese unvergleichliche wagenradgroße Audrey-Hepburn-Sonnenbrille, die ihr Haar bändigte. Die Punkte sind Geschichte, doch in in cremefarbenem Mantel mit strenger Linienführung und passender Baskenmütze sieht sie aus wie aus der Zeit gefallen. Anders als die üblichen Trägerinnen solcher Mäntel, die sich in hübsch gelegenen Kliniken vergeblich gegen den Verfall stemmen, wirkt der Mantel, als wäre er nur für sie entworfen worden. Die Sonnenbrille ist die gleiche wie damals. Dieses Mal sitzt sie auf der Nase. Ich warte, bis Petra aufgestanden ist, mit diesem unvergleichlich eleganten Schwung irgendwo zwischen „Der gute Ton in allen Lebenslagen“ und klassischem Ballett. Wir umarmen uns und meine Hand streichelt automatisch über ihren Rücken, ein-, zwei-, dreimal, bevor ich die Bewegung wiedererkenne und loslasse. Der Mantelstoff flüstert mir cremefarbene Komplimente zu. „Wie geht's dir?“ Die Belanglosigkeit meines Gesprächsanfangs lässt mich sofort wieder verstummen. Petra tut, als wäre nichts geschehen. „Erinnerst du dich noch an Susi, die hier früher bedient hat?“ Ich nicke wortlos. „Die trug diese Nylonblusen und roch auch so. irgendwann habe ich ihr einen Deoroller auf das Tablett gelegt. Keine Ahnung, ob das der Grund war, aber kurz darauf hat sie gekündigt.“ Ich nicke stumm und irgendwie peinlich berührt. Petra war es, die stets noch vor dem Hallo in die Diskussion einstieg, bis wir noch vor der ersten Tasse Marxismus, Frauenrechte und die psychoanalytische Deutung elterlichen Dominanzverhaltens abgehakt hatten. Susi brachte die Getränke dazu. Ich verschanze mich hinter der Karte, um Zeit zu gewinnen. Petra wollte mich treffen, ganz plötzlich, nach so langer Zeit, und jetzt: Deo statt Dialektik? Sie bestellt einen Milchkaffee und schüttet Zucker hinein, bis der Kaffeespiegel einen Millimeter unter dem Tassenrand innehält. Meinen caffè lungo lässt sie unkommentiert. Die Stille, rollt wie ein Ozean heran, umspült unsere Waden und steigt höher und höher. Irgendwann halte ich sie nicht mehr aus. „Warum erzählst du mir das das mit Susi und dem Deo?“ „Weil ich Dinge geraderücken will.“ Ich ziehe überrascht die Brauen hoch. „Geraderücken?“ „Ich hatte wohl gehofft, dass sie immer noch hier ist. Dann hätte ich mich bei ihr entschuldigt.“ Und als ich verständnislos dreinblicke: „Hol dir die Szene doch mal vor Augen: Da sitzen zwei Studentinnen und reden über die gerechte Verteilung der Produktionsmittel. Und im nächsten Atemzug demütigt eine von ihnen die Bedienung, die ohnehin schon lebt wie in der alten Sklavenhaltergesellschaft. Findest du, dass das zusammenpasst?“ Stumm schüttle ich den Kopf. Das Ganze hier kommt mir mit jedem Atemzug vertrauter vor. „Also müsste ich mich bei ihr entschuldigen“, fährt Petra fort, „und ihr die Würde zurückgeben. Aber ich bekomme ihre Adresse nicht heraus.“ „Wer weiß, wo sie mittlerweile ist. Die war doch selbst Studentin, oder? Vielleicht sitzt sie inzwischen im Vorstand von Siemens oder einem Abgeordnetenbüro in Brüssel und verliert keinen Gedanken mehr an den



Marx und Susi

Laden hier.“

Petra schüttelt den Kopf. „Ich bin mir absolut sicher, dass sie sich wieder erinnern würde. Unsere großen Demütigungen vergessen wir bis ans Ende nicht.“

Wieder einmal hat sie recht. Wie könnte ich den Knoten vergessen, der sich jedes Mal in meinem Magen zusammenzog, hier, genau auf diesem Platz, während Petra filterlose Gitanes rauchte und Marx zitierte? Auch in der klassenlosen Gesellschaft gibt es Unterschiede, Kasten, Weihestufen. Akolythen wie mir war es nicht bestimmt, dem Hochamt materialistischer Dialektik mit mehr als Stichworten und eingeworfenen Fragen zu dienen wie ein Ministrant. Zwei Therapien sollten mich längst davon kuriert haben – Magenkrampf, Leere im Kopf, Ausatmen unmöglich. Ich versuche meinen caffè lungo unten zu behalten, während Petras Sätze rückstandslos an mir vorüberziehen. Sie hat die Brille abgenommen und gestikuliert mit ihr in weiten, kraftvollen Schwüngen, als wollte sie damit Karl Marx' Antlitz in die Luft zeichnen. Ihr linkes Auge –

rotgeschwollenoberlid feuchtglitschighöhle eingesunkenhinterhautfalten sickerndtränenflüssigkeit lochimgesicht zombiefilm kannnichtsein unmöglichschicksalmonster petra deshalbdiebrille

„Guck nicht so. Und mach den Mund wieder zu.“

Mit routiniertem Schwung landet die Audrey-Hepburn-Sonnenbrille wieder auf der Nase und Petra nimmt einen Schluck Milchkafee. „Wenn ich ins Diskutieren komme, vergesse ich es manchmal. Genau wie du die Krümel auf deinem Pulli.“ Reflexartig wische ich über die Brust; sie lacht. Damit hat sie mich früher jedes Mal drangekriegt.

„Das alte Glasauge ist kaputt, das neue lässt auf sich warten. Meine Okularistin hat definitiv das schlechtere Los gezogen. Ich stand noch auf der Warteliste, als ihr Aneurysma geplatzt ist. Ich weiß nicht, ob ich noch einmal einen vernünftigen Hersteller finde. Egal, die Bindehaut ist ohnehin entzündet im Moment.“

Wenn ich jetzt den Mund öffne, stottere ich, aber nichts zu sagen, ist auch keine Möglichkeit. Mit „Was ist passiert?“ wähle ich die Option, hinter der ich meine Hilflosigkeit am besten verstecken kann, klein und lächerlich angesichts einer verwüsteten Augenhöhle.

Petra zuckt mit den Schultern. „Krebs ist passiert. Ein kleiner, feiner, hinterlistiger Augenkrebs. Hat sich gut versteckt und erst aus der Deckung gewagt, als es zu spät war.“ Sie schneidet meinen Entgegnungsversuch mit einer resoluten Handbewegung ab. „Komm mir jetzt bloß nicht mit falschem Mitleid, ja?“

„Wie lange ...“

„Unwichtig. Ein paar Jahre her. Busfahrerin wollte ich ohnehin nie werden, und selbst fahren darf ich ja. Noch.“

„Aber ...“

Petra wartet hinter den schwarzen Gläsern verschanzt auf meine Frage, die nicht kommt; sie lässt mich zappeln, stammeln, Entschuldigungen werfen und schließlich erneut verstummen. Ich suche nach passenden Worten und finde sie nicht, weil gerade dieses Suchen nach etwas Passendem das Finden bereits vollständig verhindert. Petra hat mir meine Rolle als Stichwortgeberin weggenommen, und ohne die bin ich ihr gegenüber hilflos, eine amorphe Staubwolke im Gravitationsfeld ihrer Persönlichkeit.

Ich hätte mich schon damals von ihr fernhalten sollen.

Petra, der Fels, auf dem man ein zweites Sowjetimperium hätte errichten können. Petra, die unerschütterliche Exegetin des kommunistischen Manifestes. Petra, die nun auf dem linken Auge blind durchs Leben läuft.

Sie greift über den Tisch und rüttelt an meiner Hand. „Nun hör endlich auf, ins Leere zu starren! Ich wollte mich nicht mit dir treffen, um billige Gruselgeschichten zu erzählen.“

„Sondern?“

„Ich wollte mich entschuldigen.“

Es dauert drei Schluck caffè lungo, um den Satz zu entziffern. Petra und entschuldigen? Wofür?

Sie scheint die Frage in meinem Kopf zu hören. „Ich bin immer für meine Ideale eingestanden, egal ob vor dem Rektor der Uni, meinen Chefs oder den Politchauvis an den Schalthebeln der Macht. Aber dabei habe ich



Marx und Susi

völlig übersehen, dass die Art und Weise, wie ich diese Ziele verfolgt habe, selbst schlimmste Bourgeoisie war. Ich habe Unterschiede konstruiert und mich für etwas Besseres gehalten, von der Welt und der Revolution beauftragt, die, hm, etwas trüberen Leuchten auch noch zum Strahlen zu bringen. Im Rückspiegel betrachtet wirkt das alles doch ziemlich dick aufgetragen. Die Petra von damals ist mir fremd geworden. Ich denke, du weißt, was ich meine.“

Stumm nicke ich und spüre dem Knoten im Bauch nach.

Petra nimmt die Brille ab. Ich zucke zurück, doch sie kneift die Lider über dem zerstörten Auge zusammen und sucht den Blickkontakt.

„Das gehört zu den Dingen, die ich geraderücken möchte. Bitte entschuldige mein Verhalten von damals.“

Ich sitze ihr gegenüber und weiß nicht, was ich sagen soll. Die Stille umspült höher hinauf mir die Schenkel.

Dann schwingt Petra die gnädig verhüllende Brille wieder ins Gesicht und lacht mich zurück aufs Trockene.

„Manche Dinge ändern sich nie, nicht wahr? Da sitze ich und schwinge Reden, und du stellst die Fragen.“

„Stimmt“, erwidere ich. „Zum Beispiel die: Warum gerade jetzt?“

„Weil Zeit ein knappes Gut ist, meine Liebe. Meine jedenfalls.“ Sie beugt sich vor. „Vor ein paar Wochen haben sie mir gesagt, dass es soweit ist. Genau wie beim ersten Mal hat sich mein kleiner, feiner Krebs nur auf die Lauer gelegt. Jetzt ist er wieder da, in der Leber und was weiß ich noch wo. Etwas ist faul in Petras Rückenmark.“ Sie hat die Stimme theatralisch erhoben, und wieder unterbricht ihr Lachen den Vortrag und löst meine Beklemmung auf. „Guck nicht so. Ich sterbe, ja, was ist schon dabei? Ich hatte Jahre, um mich vorzubereiten.“

„Soll ich ... kann ich irgendetwas für dich tun?“

„Außer Susis Adresse herauszufinden? Ja, das kannst du. Zwei Dinge sogar.“

Sie wartet, um die Spannung zu erhöhen und dann mit hochgezogenen Brauen zu flüstern: „Verzeih mir. Und emanzipiere dich von mir.“

Lesen Sie [hier](#) die komplette Diskussion zu diesem Text ([PDF](#)).